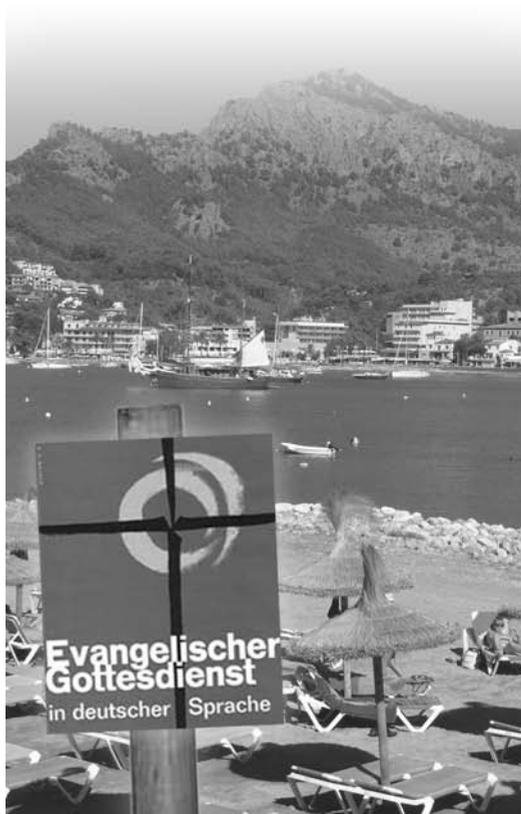


## AUS DEM INHALT:

- **Theologie in anderen Kontexten**
  - Als AuslandspfarrerIn unterwegs in Schottland, Gran Canaria, Singapur und Nigeria
  - Glaubensbekenntnis aus der Theaterszene
- **Zur Diskussion**
- **Aus dem Pfarrverein**

Und nähme ich Flügel  
der Morgenröte,  
und bliebe am  
äußersten Meer,  
so würde auch dort  
deine Hand mich führen  
und deine Rechte  
mich halten.

Psalm 139, 9.10



### Liebe Leserin, lieber Leser!

18.859 Kilometer per Luft haben die vier Hauptautoren unseres neuen Pfarrvereinsblattes zusammen zurückgelegt, um an die Länder und Orte zu kommen, von denen sie uns berichten. Unsere Koffer und Körper legen so eine stattliche Distanz von fast 19tausend Kilometer meistens gut zurück. Mit unsere Seele, die da mit reist, passiert aber irgendwas auf der langen Strecke. Mit dem Evangelium, das unsere Autoren zunächst von sich aus mitgebracht haben, passiert sicher auch etwas auf den vielen Kilometern, noch mehr, wenn es auf die Botschaften trifft, die die Orte und Länder in sich tragen.

Wir konnten dankenswerterweise vier badische KollegInnen finden, die uns von ihren pastoralen und theologischen Erfahrungen im Ausland erzählen. Sie führen uns diese fast 19tausend Kilometer von Schottland über Singapur, Nigeria nach Cran Canaria. In einem letzten Artikel zu unserem Schwerpunktthema landen wir wieder in Baden, im Theater in Freiburg und erfahren, wie Glaube in diesem Kontext zur Sprache gebracht wird. Die grundlegenden Themen Spiritualität, Freiheit und Gerechtigkeit werden in drei Diskussionsbeiträgen angesprochen und unter gegenwärtigen gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen problematisiert. Eine weitere Aussprache dazu ist dringend nötig. Zum Abschluss lesen sie eine Rezension und die gewohnten Informationen aus dem Pfarrverein.

Unser Pfarrvereinsblatt erreicht Sie zur beginnenden Reisezeit. Wir hoffen, Sie machen auch irgendwo Urlaub und gehen auf Reisen. Auch wenn man den Talar daheim lässt, nimmt man ja das Evangelium irgendwie immer auch mit. Unser Vorschlag: Lassen Sie das ihre diesmal zuhause beim Talar. Entdecken Sie es doch mal ungezwungen dort, wohin Sie reisen – in einem anderen Kontext eben – und kommen Sie mit neuen Erfahrungen mit der Frohbotschaft wieder gut nachhause.

Für das Tandem in der Schriftleitung  
Ihr



### Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 10/2013  
widmet sich dem Thema „Gemeinde-  
projekte und Praxis-Highlights“.*

*Bitte senden Sie Ihre Beiträge,  
am besten als Word-Datei,  
bis spätestens zum*

**6. September 2013**

*an die Schriftleitung.*

*Für die kommende Ausgabe 9/2013  
zum Thema „Kirche als Dienstgemein-  
schaft“ nehmen wir Ihre Beiträge gerne  
noch bis zum 5. August 2013 entgegen.*

### Schottische Sinfonie

*Pfarrerin Ute Jäger-Fleming berichtet über ihre Tätigkeit für die presbyterianische Kirche in Schottland in rund 17 Jahren. Sie gewährt Einblicke in die viulenten Themen und in die spezifische Frömmigkeitspraxis in der schottischen Kirche, sowie in spezielle Arbeitsgebiete, die sie für die schottische Kirche übernommen hatte, sowohl in Thailand als auch dann im dogmatischen Ausschuss der Generalsynode von Schottland.*

Als Robert Burns 1795 in einem Brief an seinen Verleger sein neuestes Gedicht „Is there for honest poverty“<sup>1</sup>, dessen Worte auf die Gleichstellung aller Menschen abzielt, zur Veröffentlichung sandte, da konnte der schottische Nationalbarde nicht ahnen, dass es einmal zur Wiedereröffnung des schottischen Parlaments im Mai 1999 in Edinburgh gesungen würde. Noch hätte er davon geträumt, dass das neue Parlament zunächst fünf Jahre lang in den Versammlungsräumen der General Assembly der presbyterianischen Kirche Schottland tagen solle. Seit 1707 und dem Zusammenschluss mit dem englischen Parlament wurde Schottland von London aus regiert. Kirchliche Vertreter begleiteten und unterstützten die Devolution, die Ende der 70er Jahre in Gang gekommen waren und gleich zu Beginn wurde eine parlamentarische Vertretung der Kirchen ökumenisch und offiziell eingerichtet. In der ersten Andacht oder „Zeit zur Reflexion“ im Schottischen Parlament wählte

Rev. Dr. Graham K Blount eine moderne Psalmnachdichtung, die das Thema der Gleichheit theologisch weiterführt:

*„Let us build a house  
where all are named,  
Their songs and visions heard,  
And loved and treasured,  
taught and claimed  
As words within the Word*

*Here the outcast and the stranger  
Bear the image of God's face;  
Let us bring an end to fear and danger –  
All are welcome, all are welcome  
in this place.“*

*„Lasst uns ein Haus bauen,  
in dem alle beim Namen genannt werden,  
in dem ihre Lieder und Visionen  
gehört werden,  
und geliebt und geschätzt, gelehrt und  
beansprucht werden  
als Worte innerhalb des Wortes.*

*Hier der Ausgestoßene und der Fremde  
tragen in sich Gottes Ebenbild;  
Lasst uns ein Ende von Furcht  
und Gefahr machen,  
Alle sind willkommen,  
alle sind willkommen an diesem Ort.“*

Burns, dessen Lieder unter anderem von Haydn, Mendelssohn und Beethoven vertont wurden, hatte noch hinzugefügt, sein Stück sei wohl kaum als Lied geeignet, da weder von der Liebe noch vom Wein darin die Rede sei. Abraham Lincoln soll es in seinem Einsatz für die Abschaffung der Sklaverei inspiriert haben.

---

Dass Wein und Liebe große Themen christlicher Theologie sind, steht außer Zweifel. Welche wichtige Rolle darüber hinaus die Themen von sozialer Gerechtigkeit, (religiöser) Gemeinschaft, Frieden und politische Verantwortung in schottischer Theologie und Kirchenlandschaft spielten, das erlebte ich in den Jahren zwischen 1989 und 2006 in diesem Land mit gut 5 Millionen Einwohnern fast am Rand Europas.

Einer der Kurse, den ich an der Universität Aberdeen im Rahmen eines postgraduierten Studiengangs in Seelsorge und Beratung belegt hatte, beschäftigte sich mit dem Thema „Kirche und Gesellschaft in der Postmoderne“. Am 21. Mai 1988 hatte Margaret Thatcher auf der Generalsynode der Kirche Schottlands ihre theologische Begründung von Kapitalismus und freier Marktwirtschaft dargelegt. Dabei zitierte sie unter anderem aus 2. Thes 3, 10: *Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen*. Nicht wenige waren damals schockiert von den Aussagen der First Lady, nannten diese eine Travestie biblischer Aussagen und empfanden sie als Schlag ins Gesicht der bald zweieinhalb Millionen Arbeitslosen im Land. Der damalige Moderator, the Rt Rev James Whyte, überreichte Mrs Thatcher in aller Freundlichkeit im Anschluss ihrer Rede den Bericht der kirchlichen Kommission zur Obdachlosigkeit und des Wohlfahrtssystems. Der Bericht enthielt eine scharfe Kritik an Politik und Reformen Margaret Thatchers. Zum Studium der Praktischen Theologie und Seelsorge in Aberdeen gehörte die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen. „Faith in the City“ –

„Glauben in der Stadt“, hieß ein Dokument der Anglikanischen Kirche, das 1985 erschienen war, und sich intensiv mit der Verarmung in den Großstädten auseinandersetzte. Die Antwort der Kirche, so die resultierenden Empfehlungen, sollte von einer Anhebung pastoraler und damit personeller Versorgung bis zur Entwicklung neuer liturgischer Stile in Brennpunktgemeinden reichen.

*God bless us and disturb us – Gott segne uns und störe uns*, so beginnt ein Lied der ökumenischen Gemeinschaft von Iona. Ihr Gründer, George MacLeod, verlor keine Zeit, als er Mitte der 1930er Jahre in Glasgow die demoralisierenden Auswirkungen der Arbeitslosigkeit in den Schifffahrtsverwerften der Stadt beobachten musste. In der Suche nach Arbeit für die Männer und mit einer Ahnung, dass Handwerker und Theologiestudenten viel voneinander lernen können, brachte er beide zusammen, um in gemeinschaftlichem Leben auf Iona, einer kleinen Insel in den inneren Hebriden, die gleichnamige alte Benediktinerabtei wieder aufzubauen. Vor 1450 Jahren war der irische Mönch Columba dort gelandet. Von dort aus missionierte er das Festland und seine Mönche später auch den Kontinent. Die Kommunität von Iona ist heute eine ökumenische Gemeinschaft, die über viele verschiedene Orte verteilt ist, ihre Mitglieder kommen aus den beiden großen Kirchen sowie aus den historischen Friedenskirchen. Die Regel, die sie verbindet, fordert sie da, wo sie leben und arbeiten, zu täglichem Bibelstudium und Gebet auf, zum Teilen unserer Ressourcen, dazu gehört, gute Haushalter von Geld und Zeit zu sein, gegenseitig

---

ger Austausch und die Begegnung miteinander, und nicht zuletzt aktiver Einsatz für Frieden und soziale Gerechtigkeit. Wiederaufbau von Gemeinschaft und das Schaffen von neuen liturgischen Formen gehen damit Hand in Hand. Die Mitglieder der Gemeinschaft treffen sich regelmäßig in Hausgruppen, um sich gegenseitig in ihren Engagements und dem Einhalten der Regel zu unterstützen. Die Kommunität ist kein Kloster, sondern gründet religiöse Praxis im Alltag. Gott und die Welt gehören zusammen. George MacLeod beschrieb Iona als einen schmalen Ort, an dem Himmel und Erde, Geistliches und Materielles nur durch ein Papiertaschentuch voneinander getrennt sind. Nicht weit entfernt von Iona liegt Staffa mit der Fingalshöhle. Felix Mendelssohn hat hier „Die Hebriden“ geschrieben. Die Schönheit der Natur, die Erfahrung ihrer schöpferischen und zerstörerischen Kräfte schwingt in vielen der bekannten keltischen Gebete und Segenssprüche mit, die sich auch bei uns in den vergangenen Jahren großer Beliebtheit erfreuen. Mit ihnen verband sich eine bestimmte Frömmigkeitspraxis. Die meisten dieser Gebete gehörten ursprünglich in die Häuser, an den Herd, an die Wiege, in den Viehstall, ans Totenbett und wurden innerhalb der Familien mündlich tradiert.

So wie Columba vor mehr als 1000 Jahren von Irland nach Schottland reiste, entsendet die Kirche Schottlands Menschen mit den unterschiedlichsten Berufen in Partnerkirchen auf verschiedenen Kontinenten. Von 1993–1997 arbeiteten mein Mann und ich als Pfarrer im Norden Thailands mit der Church of Christ in Thailand

(CCT) im Austausch mit der presbyterischen Kirche Schottlands. Das Programm trug den Namen „Partnerschaft in Mission“. Unsere ursprüngliche Aufgabe bestand darin, Kirchenälteste und DiakonInnen vor Ort liturgisch und homiletisch auszubilden. Bald kamen weitere Aufgaben wie interreligiöser Dialog und Begegnung, seelsorgerliche Betreuung von buddhistischen Nachbarn, die AIDS hatten, Workshops für arbeitslose Dorfbewohner zur beruflichen Weiterbildung hinzu und vieles mehr. Sowohl die Kirche Schottlands wie auch die CCT sind Mitglieder des Ökumenischen Weltkirchenrats, der wiederum auf den Impuls der Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh zurückgeht. Teil unseres Auftrags lautete, den Austausch zwischen den Gemeinden in Schottland und Thailand herzustellen. Jedes Jahr verfasst die Kirche Schottlands einen Bericht über die Arbeit mit den Partnerkirchen. Die materiellen Ressourcen der Kirchen in Thailand sind sehr begrenzt und gering, doch das kirchliche Leben ist deshalb nicht weniger vielfältig oder intensiv. Während in Schottland die Kirchenmitgliedschaft rapide abnimmt, spielt Religion in Thailand für jeden Menschen eine Rolle, sie prägt die Kultur und damit die Beziehungen der Menschen nachhaltig. Ein Leben ohne Religion ist schwer vorstellbar. Nach unserer Rückkehr nach Edinburgh arbeitete ich im Management eines christlichen Trägervereins mit, der durch verschiedene Programme für Frauen ethnischer Minderheiten die Einbindung in die westliche Gesellschaft erleichterte. Ein wichtiger Aspekt dieser Unterstützung zeigte sich im Feiern der

---

wichtigen religiösen Feste. Erst dann lernen wir uns richtig kennen. Die Teilnahme wurde als Zeichen des Respekts und damit der gegenseitigen Akzeptanz aufgenommen.

Von 1999 bis 2006 wurde ich dann als Mitglied in den dogmatischen Ausschuss der Kirche Schottlands berufen. Jedes Jahr beauftragte die Generalsynode verschiedene Arbeitsgruppen, Grundlagen für Synodenbeschlüsse theologisch vorzubereiten und Empfehlungen zu erarbeiten. Die Themen waren so divers wie die Mitglieder der Kommissionen und Synode. Sie spiegelten gesellschaftliche Entwicklungen wieder wie den rapiden Rückgang der Anzahl von Kirchenmitgliedern oder kircheninterne Entwicklungen wie die Frage nach der Ordination. In der presbyterianischen Kirche werden sowohl Älteste wie auch PfarrerInnen ordiniert, aufgrund der Arbeit des dogmatischen Ausschusses seit einigen Jahren auch DiakonInnen. Die letzte Arbeitsgruppe, in der ich mitarbeitete, setzte sich intensiv mit der Frage nach Kirche und Sexualität auseinander im Vorfeld der Frage nach gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Vor wenigen Wochen, sieben Jahre später, fand eine leidenschaftliche Auseinandersetzung und Abstimmung in der Generalsynode in diesem Entscheidungsbereich statt. Die gesellschaftlichen Themen holen die Kirche ein. Im Lauf der Debatte zogen einige Synodale den Vergleich zwischen der Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Partnerschaften auch im Pfarrhaus mit der Abschaffung der Sklaverei. Dabei wurde auf das Argument der Gleichheit aller Men-

schen vor Gott verwiesen. Was wohl Robert Burns dazu gesagt hätte?

Graham Blount fasst es im Gebet zur Eröffnung des Parlaments so zusammen:  
*Living God, the creative spark of your love set our world spinning, and brought us to life; your determined love, your commitment to us, took shape in the backstreets of Bethlehem, and soon got entangled in politics; the lively power of your spirit is here and now, lifting us out of ourselves, to new horizons.*

*Lebendiger Gott, der schöpferische Funke deiner Liebe hat unsere Welt in Bewegung gesetzt und uns ins Leben gebracht; deine entschiedene Liebe, deine Entscheidung für uns, nahm Gestalt an in den Hintergassen Bethlehems und nicht lange, da hatte sie sich verfangen in der Politik. Die lebendige Kraft deines Geistes ist hier und jetzt da, sie lässt uns über uns selbst hinaussteigen, neuen Horizonten entgegen.*

■ Ute Jäger-Fleming, Freiburg

---

1 Ob Armut euer Los auch sei, / Hebt hoch die Stirn, trotz alledem! Nach der Übersetzung von Ferdinand Freiligrath, „Trotz alledem“.

### Spür den Himmel Evangelisches Tourismusparramt Gran Canaria Süd

*Erinnerungen an die Sonntagabende*

*Der Gottesdienst steht im Zentrum der Arbeit in den Auslandsgemeinden – auch jener in Gran Canaria Süd, die Pfarrer Walter Baßler in den Jahren 2003 bis 2009 betreut hat. Er nimmt mit hinein in das gottesdienstliche Geschehen der Gemeinde dort und gibt damit zugleich einen eindrücklichen Einblick in die Arbeit in dieser Auslandsgemeinde überhaupt.*

#### Der Gottesdienst

Offene Tourismusarbeit im Süden von Gran Canaria ist ein absolutes Saisongeschäft. Von Mitte Oktober bis Ostern ist eigentlich jeden Sonntag „Weihnachten“. Der Templo Ecuménico ist meist gefüllt bis zum letzten Platz, in nicht wenigen Gottesdiensten um 19 Uhr am Sonntagabend reichen die 350 Sitzplätze nicht aus, da stehen die Menschen hinten und an den Seiten. Das allerdings lässt sich leicht erklären. Schätzungsweise 10 bis 15 tausend deutschsprachige Evangelische im Alter zwischen 60 und 90 machen im Winter Urlaub im Einzugsbereich des der Tourismuskirche „Templo Ecuménico“. Ein Drittel davon mit einer Verweildauer von 3 bis 6 Monaten. Ein weiteres Drittel bleiben 6 bis 12 Wochen, das verbleibende Drittel sind „Kurzzeiturlauber“. Da sind 300 bis 350 Kirchenbesucher kein Wunder. Der Templo Ecuménico ist damit ausgelastet. Und das nicht nur bei den deutschsprachig, evangelischen Gottesdiensten. Bei

nahe stündlich beginnen sonntags die Gottesdienste in unterschiedlichen Sprachen und Konfessionen. Da müssen unbedingt die Zeiten eingehalten werden, sonst kann nicht eine Gottesdienstgemeinde die Kirche verlassen und die folgende herein kommen. Dazu sind auch noch die Requisiten auszutauschen. Eine Dreiviertelstunde ist das äußerste Limit für einen Gottesdienst. Bist du nicht fertig, kommen die Hermanas (die am Templo arbeitenden Ordensschwwestern) und ziehen dir die Altardecke weg.

Am anstrengendsten sind die Wochenenden allerdings für den Organisten. Bis zu 13 Gottesdienste spielt er an einem Wochenende.

Sonntags Punkt 19 Uhr, wenn die riesigen Eisentore mit beeindruckenden Geräuschen und der Muskelkraft von vier starken Armen geschlossen werden, beginnen die Glocken vom mp3-Player über die Lautsprecheranlage zu läuten, danach greift der Organist in die Tasten, jetzt muss alles laufen wie am Schnürchen, das Timing muss absolut stimmen.

Hinter dem Altar stehend, wird die Gemeinde vom Pfarrer begrüßt, wichtige Ansagen getätigt und schon schmettert sie das Eingangsglied. In den letzten Nachhall der riesigen Betonmuschel mischt sich schon das Votum.

Dann der Psalm im Wechsel, das Bußgebet mit folgendem orthodoxen Kyrie.

Dem Zuspruch der Gnade Gottes lässt die Gemeinde das Loblied folgen. Und schon hat der Pfarrer die Altarbibel in der Hand, um feierlich den Predigttext für den Sonntag zu verlesen. Die Gemeinde antwortet

---

darauf mit dem Credo. Mit Spannung erwartet, das sehe ich den Menschen an, kommt nun die Predigt. Zwei DIN A5 Seiten mit schmalen Rändern in Arial 13, mehr darf es ausformuliert nicht sein, 7 bis 8 Minuten gesprochenes Wort, nicht mehr und nicht weniger. Das ist eine Herausforderung. Beim Lied nach der Predigt wird die Kollekte eingesammelt, mit dem Hinweis: „bitte nicht sparen“. Das Pfarramt bekommt keine Zuschüsse der EKD, ca. 50 000 Euro müssen übers Jahr übrig bleiben. Nun erhebt sich die Gemeinde zu den Fürbitten, die in das gemeinsam gesprochene Vater unser einmünden. Dann reichen sich die Menschen die Hand zum Friedensgruß. Jetzt ist es Zeit für einen verstohlenen Blick zur Uhr. Es muss kurz vor Halb sein! Mit anderthalb Sätzen wird zur bevorstehenden Abendmahlfeier übergeleitet, dann direkt die Einsetzungsworte. Die Elemente, eine große Hostie und der mit Traubensaft gefüllte Kelch werden dazu hoch erhoben. Die Gemeinde wird eingeladen in zwei Reihen nach vorne zu kommen, um die Gaben des Herrn zu empfangen. Zusammen mit meiner Frau teile ich das Abendmahl in Form der Intinctio vor dem Altar an gut 200 Gläubige aus. Hinter dem Altar sitzt der Urlauber-Projektchor mit bis zu 40 Sängerinnen und Sänger und singt zur Austeilung.

Manchmal denkst du, die stellen sich hinten wieder an, weil die Schlange kein Ende nimmt. Dieses Mahl stärkt uns im Glauben an das ewige Leben. Wir gehen hin in Frieden. Der Herr ist mit uns. Kaum ist dieser Spruch verhallt, ertönt schon das Kurze Vorspiel zum Schlusslied. Die Hermanas sind inzwischen schon neben der Sa-

kristeitur aufgezogen und stehen für den Wechsel der Bücher und Abendmahlsgeräte in den Startlöchern. Ehe der letzte Vers verklungen ist, haben sich längst schon die ersten Spanier hereingedrängelt, um die besten Chancen auf einen der vorderen Plätze zu wahren.

Zum guten Schluss postiere ich mich vor dem Altar, um den Segen zu spenden. Es ist 19:44 Uhr und 30 Sekunden. Und nun geht in diesen Abend und in die kommende Woche, manche auch wieder nach Hause in ihren Alltag nach Deutschland, Österreich oder der Schweiz, tut dies in Frieden und mit dem Segen des Herrn. Nach dem dreifachen Amen schreite ich zur riesigen Kirchentür und öffne diese mit mächtigem Schwung und Getöse. Die Gemeinde strömt nach draußen, per Handschlag werden viele unter den brausenden Orgeltönen verabschiedet und noch einmal eingeladen in das anschließende Kirchencafé im Centro Ecuménico. Ein paar verweilen noch im Kirchenraum, bis der Organist mit seinem Postludium zu Ende gekommen ist. Eine wirkliche Feier zu Ehren Gottes liegt hinter uns. Und vor uns liegen viele anregende Gespräche an den Tischen im Kirchencafé.

### **Das Kirchencafé**

Meine Frau hat sich mit Helferinnen schon während des Segens durch die Sakristei in die Küche geschlichen und die vor dem Gottesdienst hingerichteten Happen und Getränke zur Theke geschafft. Bis vor fünf Minuten hatten die Schweden noch ihr Kirchencafé. Die Gäste sind abgeräumt, die letzten Reste werden von den Frauen

---

noch beiseite geschafft, in der Küche ist das Spülkommando noch in vollem Gang. Irgendwie kommen die beiden Trupps aneinander vorbei.

Wer sich von den Gottesdienstbesuchern nicht spuetet, muss um einen Sitzplatz bangen und erst einmal mit einem Stehkonvent den Ansturm überbrücken.

Wenn ich in der Sakristei mit Don Jesús, dem spanischen Hausherrn, und Jimmy, einem irischen Priester, ein paar Worte gewechselt habe und mit den Abendmahlskelchen auf dem Weg in die Küche bin, um sie zu spülen, fallen schon die ersten Wissbegierigen über mich her. Einen Augenblick muss ich diese noch vertrösten, bis die Sakristei wieder von meinen Utensilien befreit ist. Nun stürze ich mich in das Gewühl. Jetzt gibt es die aktuellen Informationen über die Unternehmungen und Veranstaltungen der kommenden Woche. Wo und wann fährt der Bus für die Dienstagswanderung ab, welches Thema gibt es in den Gesprächsrunden, wo und wann ist der Treffpunkt für die Donnerstagswanderung, sind Sie am Freitag wieder im Radio, welche Ausflüge werden angeboten und was kosten sie? Das sind die Standardfragen. Die Alteingefleischten hören schon gar nicht mehr hin, die kennen das alles. Für die Neulinge sind das überlebenswichtige Informationen, sonst bleiben sie auf der Strecke, denn außer hier, kannst du nicht fragen. Das ist auf der Insel so, keiner weiß eigentlich irgendetwas Genaues. Mittlerweile neigen sich schon der von meiner Frau selbst gebackene Hefezopf, die Brötchen und Sauerteigbrot dem Ende entgegen, nach einer Drei-

viertelstunde sind die ersten Besucher wieder weg, denn sie wollen noch vom Buffet im Hotel etwas abbekommen. Jetzt hat der letzte, der so lange im Stehen ausgeharrt hatte, auch einen ordentlichen Sitzplatz gefunden. Die Frauen vom Basteltisch laufen zur Hochform auf und bemühen sich, möglichst viele hübsche Kleinigkeiten, die sie in der kreativen Runde am Freitagmorgen angefertigt haben, unter die Leute zu bringen. Wehe, ich vergesse in meiner Vorrede auf ihren Tisch hinzuweisen, dann bekommt Walter Druck. Gleichzeitig arbeitet sich irgendjemand, der sich gerade findet, von Tisch zu Tisch mit dem „Reisebüro“. Das ist ein heller, geflochtener Weidenkorb, der eigentlich dafür gedacht ist, ihn vorne an das Fahrrad zu hängen. In diesem Korb stecken all die Listen, Infoblätter und die verschiedenen Geldbeutel für die anstehenden Unternehmungen. Die Interessenten können die Tickets bekommen und ihren Unkostenbeitrag entrichten. Dann erst ist ihnen ein Platz sicher. Das Gerangel um die Plätze ist groß. Derweilen bin ich dabei, mich zu den letzten Tischen vorzuarbeiten, an denen ich noch nicht gesessen bin. Nicht jeden Sonntag sind bei über 80 Besuchern, mehr schafft der Saal nicht, alle zu schaffen. Allerdings gibt es auch zwei bis drei „Stammtische“, an denen die alten Hasen und Häsinnen sitzen. Manchmal nehmen sie auch ein, zwei Neue unter ihre Fittiche. An diesen Tischen ist meine Anwesenheit kein unbedingtes Muss. Außerdem sitzen die sowieso am längsten, dann ist es mein letztes Glas im Stehn.

Nun geht auch dieser Sonntag seiner Neige entgegen. Die letzten fleißigen Hände

helfen mit, den Saal wieder in seinen Sollzustand zu bringen und in der Küche klar Schiff zu machen. Wenn die Mülltüten gepackt sind, können wir auch die geleerten Körbe und Taschen, die wir von zuhause mitgebracht hatten, unter die Arme klemmen. Die Lichter werden gelöscht, die Türen verriegelt, die letzten Abschiedsworte werden gewechselt, die Mülltüten in die nächsten Mülleimer gesteckt, die 300 Meter bis zum Auto schaffen wir auch noch. Oft genug ist es bald Mitternacht. Was jetzt noch auf uns wartet, ist zuhause die Eintragung von Kollekte, Kirchenkaffee und Basteltisch in das Excel-Haushaltsprogramm und alles was mit Geld zu tun hat, wandert in den Tresor. Mitternacht ist längst verstrichen. Es ist geschafft.

■ *Walter Baßler, Weil am Rhein*

### **Drei Jahre ewiger Sommer Auslandspfarrer in Singapur 2005–2008**

*Pfarrer Markus Beile hat erfahren, wie bereichernd es sein kann, aus dem eigenen Kontext herauszutreten und sich auf einen unbekanntem gesellschaftlichen wie kirchlichen Kontext einzulassen. Über seine Zeit in Südostasien als Pfarrer einer so genannten Freiwilligkeitsgemeinde schreibt er für die Badischen Pfarrvereinsblätter.*

Was hat mich damals bewegt, mich in eine Auslandsgemeinde nach Südostasien zu bewerben? Eigentlich fühlten wir uns als Familie in Immenstaad am Bodensee sehr wohl. Meine große Tochter ging in die 3. Grundschulklasse, die kleine Tochter war gerade in die Schule gekommen. Wir hatten viele Freunde am Ort. Und Südostasien kannte ich überhaupt nicht. Aber vielleicht war es genau das: Das Unbekannte, das uns reizte, das Gegensätzliche. Manche meiner Freunde meinen auch, dass es das Auslandsgen war, das in mir seit meinem Auslandsvikariat in Barcelona steckte.

Im Flugzeug nach Singapur traf ich meine zukünftige Vorsitzende, eine resolute Frau, die mir gleich einmal sagte, was sie sich vom zukünftigen Pfarrer erwartet. Mangelnde Klarheit war ihr dabei nicht vorzuwerfen. „Vergessen Sie, was Sie in Ihrer Gemeinde in Deutschland erlebt haben“, sagte sie. „In unserer Kirchengemeinde in Singapur herrschen völlig andere Verhältnisse.“

---

Im Nachhinein kann ich sagen: Sie hatte Recht. Schon die äußeren Lebensumstände waren fremdartig und ungewohnt (tropische Hitze, multikulturelles Umfeld). Aber auch meine Tätigkeit als Pfarrer gestaltete sich in vielen Bereichen anders als in Deutschland.

Ein bedeutsamer Unterschied liegt darin, dass der Pfarrer Angestellter der örtlichen Kirchengemeinde ist. Die EKD führt zwar das Entsendungsverfahren durch, faktischer Arbeitgeber ist aber die Gemeinde. Da es sich bei den Gemeindegliedern hauptsächlich um Personen aus der Wirtschaft handelt, agiert der Kirchenvorstand wie eine Art Aufsichtsrat. Das hört sich ungewohnt an und klingt in den Ohren mancher Pfarrerrinnen und Pfarrer vielleicht auch unangenehm. Ich selber habe jedoch den Kirchenvorstand in Singapur durchgehend positiv erlebt. Die Mitglieder des Vorstands haben durchaus ein Interesse, dass es dem Pfarrer gut geht, und schützen ihn auch vor mancherlei unrealistischen Erwartungen seitens der Gemeindeglieder.

Dennoch: Vom ersten Tag an steht man als Auslandspfarrer in Singapur unter Druck. Da der Pfarrer von der Gemeinde gezahlt wird, hat er auch – zusammen mit den Mitarbeitenden – die Aufgabe, Mitglieder zu werben. Auslandsgemeinden sind Freiwilligkeitsgemeinden. Da kann einen schon mitunter ein ungutes Gefühl beschleichen: Man wirbt ja Mitglieder immer auch für die Sicherung seines eigenen Gehalts.

Die Deutschen, die nach Singapur ziehen, bleiben im Durchschnitt etwa drei Jahre. Das heißt, dass sich innerhalb von drei

Jahren nicht nur die gesamte Gemeinde ausgetauscht hat, sondern auch die Kirchenvorstände. Der alte Witz zum Thema „Demenz“ gilt auch für gesunde Menschen in Singapur: Man lernt jeden Tag neue Leute kennen. Wir hatten in den drei Jahren in Singapur drei Schatzmeister: Immer, wenn die entsprechende Person eingearbeitet war, verließ sie bald danach Südostasien: Die Aufgabe, einen neuen Schatzmeister zu suchen, gehörte dabei zu einer der Kernaufgaben des Pfarrers. Man kann sich vorstellen, dass die Menschen nach diesem umfangreichen und komplexen Ehrenamt nicht gerade gierten.

In Deutschland stehen das Kirchenjahr und seine Rhythmen im Vordergrund gemeindlichen Lebens. In Singapur ist alles auf die jeweilige Saison ausgerichtet. Diese beginnt nach den Sommerferien und endet mit dem Beginn der nächsten Sommerferien. In den Sommerferien ist Umzugszeit.

In den ersten Tagen der Schulzeit geht es der evangelischen Auslandsgemeinde darum, auf sich aufmerksam zu machen. Viele Deutsche, die ins Ausland ziehen, wissen überhaupt nicht, dass es so etwas an ihrem zukünftigen Lebensmittelpunkt gibt.

Die intensive Mitgliederwerbung in den ersten Tagen nach den Sommerferien ist nicht einfach: Viele Deutsche kehren, wenn sie ins Ausland gehen, nicht nur ihrem Heimatland für eine Zeit den Rücken, sondern auch der Kirche. Vielfach ohne dass sie es wissen, treten sie mit dem Verlassen Deutschlands aus der Kirche aus. Einigen von diesen ist das ganz recht: Sie

---

nutzen diese Gelegenheit, um sich von der Kirche ab- und sich dem Reiz der fernöstlichen Religionen zuzuwenden, wenn man nicht das Thema „Religion“ ganz zu den Akten legt.

Dennoch hält sich die evangelische Gemeinde in Singapur wacker: Denn da gibt es die anderen, die sich gerade im Ausland der Kirche zuwenden. Fernöstliche Exotik lässt bei nicht wenigen als Reiz auch irgendwann spürbar nach, zumal wenn man ein wenig hinter die Kulissen schaut. Und dann merken viele auch, wie sehr sie im positiven Sinne von christlichen Werten, Traditionen und Ritualen geprägt sind. Diese Prägung treibt manchmal kuriose Blüten. Einmal wurde ich an Weihnachten gebeten, die Klimaanlage noch etwas kühler zu stellen, damit sich winterliche Atmosphäre ausbreiten kann.

Mitgliederwerbung ist also keine aussichtslose Sache: Dennoch muss man trotz allem kreativ sein. Mein Kollege in Jakarta (sozusagen mein Nachbarpfarrer) hat an sein Gemeindehaus zwei Schilder angebracht: Links am Eingang prangt – als Hinweis auf die Toilette – das Schild „Hier austreten!“. Rechts lenkt das Schild „Hier eintreten!“ auf die im Regal ausgelegten Kircheneintrittsformulare.

Das Besondere meiner Zeit in Singapur war, dass ich es ausschließlich mit jungen Leuten zu tun hatte. Der Altersdurchschnitt im Gottesdienst lag, die Kinder eingerechnet, bei etwa 20 Jahren. Da kann man nicht die traditionelle Liturgie mit jahrhundertealten Kirchenliedern feiern! Wir entwickelten eine flotte und elementare Liturgie, auf die ich mich auch in meiner

jetzigen Gemeinde Allensbach beziehe. Wichtig nach dem Gottesdienst ist der Kirchenkaffee. Noch lange steht man nach dem Gottesdienst zusammen und unterhält sich, häufig geht man auch noch miteinander essen.

Überhaupt der Gottesdienst: Er ist das Alleinstellungsmerkmal der evangelischen Auslandsgemeinde in Singapur. Geselligkeit für sich genommen gibt es auch im Deutschen Club – mit dem Vorteil, dass man dort auch einen Swimmingpool gleich nebenan hat. Die Gemeindemitglieder wollen neben einer familiengemäßen Liturgie auch eine kernige Predigt mit einer klaren Aussage. Wird ihnen das nicht geboten, bleiben sie weg und treten sie notfalls auch wieder aus – existenzbedrohend für die Gemeinde wie den Pfarrer.

Die Herausforderungen in Singapur waren nicht gering. Aber dennoch überwogen die positiven Erlebnisse bei weitem: Ich denke mit Freude an die vielen schönen, oftmals heiteren und manchmal auch turbulenten Gottesdienste zurück (an denen stetig mehr Menschen teilnahmen), an die vielen netten und manchmal unverhofft tiefgehenden Begegnungen (noch heute sind wir mit vielen Familien freundschaftlich verbunden). Ich denke gerne zurück an meine beiden Vikare, die ich teilweise zeitgleich hatte (so was gibt's nur im Ausland!), an die inspirierenden Begegnungen mit den örtlichen Kirchen (da lernt man viel zum Thema „Gemeindeaufbau“), an die vielen Freiheiten, die mir der Mangel an Traditionen eröffnete, die regelmäßigen Besuche in den Filialgemeinden Kuala Lumpur und Penang (Malaysia) und

Manila (Philippinen), die Südostasien-Pfarrkonferenzen in Peking, Tokio und Thailand ... Es war insgesamt eine spannende, intensive und bereichernde Zeit, an die ich dankbar zurückdenke.

Für mich und meinen Beruf habe ich in den drei Jahren in Singapur eine Menge gelernt: Prioritäten zu setzen, auskunftsfähig zu sein zum Thema „Glauben“ (und das als liberaler Theologe!), „Produktstolz“ zu entwickeln für seine eigene Religion (die den Vergleich mit den anderen Religionen ganz und gar nicht zu scheuen braucht), und – last but not least – in der Öffentlichkeit präsent zu sein (und sich nicht hinter Kirchenmauern zu verschancen).

Im Nachhinein bin ich der Meinung: Die Herausforderungen, die ich in Singapur erlebt habe, sind letztlich die Herausforderungen, die irgendwann auch auf uns in der Badischen Landeskirche zukommen. Nicht nur deshalb bin ich froh, mit meiner Familie das Abenteuer „Freiwilligkeitsgemeinde“ in Südostasien gewagt zu haben. Die tropische Hitze allerdings, die haben wir wieder gerne hinter uns gelassen!

■ *Markus Beile, Allensbach*

## Verletzliche Mission

*Christine Gühne war von 2007 bis 2010 Ökumenische Mitarbeiterin von mission 21/Basel in Nordnigeria. Aus dieser Zeit berichtet sie über ihr Leben dort und wie der Glaube eine Brücke über maximale kulturelle Unterschiedlichkeit zu schlagen vermag. Seit ihrer Rückkehr ist sie Gemeindepfarrerin sowie Theologische Mitarbeiterin für Gemeinden anderer Sprachen und Herkunft in Südbaden.*

Die erlebte *Ungleichzeitigkeit* war für uns immer wieder aufs Neue frappierend in unserer Zeit im Nordosten Nigerias an der Grenze zu Kamerun: Dort spielt sich im selben Moment ab, was in Europa durch Jahrhunderte und Generationen getrennt ist. Eine Frau holt Wasser an einem Ziehbrunnen – eine Szene wie aus biblischen Zeiten, wie Rebekka oder die Frau am Jakobsbrunnen. Direkt hinter ihr platzt das Internetcafé aus allen Nähten. Jemand kocht wie seit Jahrtausenden auf dem Drei-Steine-Feuer – und telefoniert zugleich auf seinem Handy. Der Häuptling eines Stammes aus den Bergen sitzt in traditionellem Gewand und standesgemäßer Bewaffnung auf dem Rücksitz eines funkelnden Allradjeeps, natürlich mit Klimaanlage. Allerdings würde er einer Frau nie die Hand reichen, denn das verbietet seine Tradition. Es gibt an jeder Ecke Cola, aber fast nie Strom. Unzählige Leute sind auf Mopeds unterwegs, können aber nicht lesen und schreiben. Sie verwenden Kunstdünger auf ihren Feldern und gehen zum Regenmacher, sie nehmen Antibiotika ein und glauben an den Einfluss von

---

Hexerei auf Krankheiten. Sie bedienen Laptops – und sind zugleich sicher, dass es Rituale gibt, mit denen man sich vor Gewehrkugeln schützen kann, wenn man in eine Schießerei hineingerät.

In einer afrikanischen Kirche mit zu leben und zu arbeiten, gleicht ein wenig einer Reise fast durch die ganze Kirchengeschichte – es gibt alles im selben Moment. Zum einen wird man Teil einer sehr jungen Kirche, die die typischen Fragen der 2. Generation stellt: Wie organisieren wir selbständig Kirche – jetzt, nachdem die Gründergeneration der Missionare abgetreten ist? Was muss ein Bischof für ein Mensch sein, was machen wir mit den vielen verwitweten Frauen, welche Regeln gelten für junge Männer? Kein Wunder, dass die Pastoralbriefe die mit Abstand beliebtesten biblischen Bücher in der EYN (Ekklesiar Yan’uwa a Nigeria) sind – und die Predigten genau im Ton dieser drei neutestamentlichen Briefe gehalten werden. Zugleich erlebten wir eine immer noch von Stammesstrukturen geprägte Gesellschaft, die in vielerlei Hinsicht an das Alte Testament erinnert. Kein garstiger Graben trennt hier das Denken vom Weltbild der Bibel. Am Straßenrand sitzt ein blinder Bettler, dem mein Sohn den Namen „Bartimäus“ gab. Zum frühen Mittelalter passt die Tatsache, dass die Kirche in einem zerfallenden Staat Aufgaben übernimmt, um das Leben generell zu ordnen: Post wird von Gemeinde zu Gemeinde weitergegeben, die Taufurkunden gelten als staatliche Geburtsurkunden, weil es keine anderen Formulare gibt, die rudimentäre Krankenversorgung auf dem Land wird von kirch-

lichen Kleinstkliniken erbracht. Im selben Moment sind die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts präsent in dieser Welt: Immer noch verbreitet sich HIV/AIDS, und die Medien des 21. Jahrhunderts halten Einzug in diese Welt. Die christliche Minderheit in Nordnigeria mit einem immer militanter werdenden Islamismus konfrontiert, der eine Spur der Gewalt und des Todes durchs ganze Land zieht. Der Klimawandel verkürzt die Regenzeit von Jahr zu Jahr und macht das Leben in der Sahelzone immer mühsamer für diejenigen, die zu diesem Problem am allerwenigsten beigetragen haben.

Durch die Zeit in Nigeria haben sich für mich die Begriffe „Hilfe“ und „Entwicklung“ verändert. Wer ist entwickelt, wer ist zurückgeblieben, wer muss sich verändern? Im Mitleben und im Teilen des Glaubens mit Schwestern und Brüdern aus einer anderen Welt haben wir den einen Punkt gefunden, der Brücken schlagen kann auch über maximale kulturelle Differenzen. Denn so ist das mit dem Schlüsselloch des geteilten Glaubens: Es ist eine gemeinsame Annäherung an das, was uns heilig ist und wovon wir leben – und das uns, wenn wir die Augen dafür öffnen, die Notwendigkeit von Veränderungen jeweils bei uns selbst entdecken lässt. Wo wir aus dieser Ressource leben, finden wir die Kraft dazu, die für uns selbst ungewöhnlichen und unbequemen Konsequenzen zu ziehen – so wie wir das von den Afrikanern erwarten, denen wir doch stets „Unterentwicklung“ und Veränderungsbedarf bescheinigen. Im gemeinsamen kulturübergreifenden Lernen unter Bezugnahme auf den Glau-

---

ben und die Spiritualität der beteiligten Menschen eröffnen sich Sichtweisen, die solche Einteilungen auflösen: Unterentwicklung besteht nicht nur in Korruption, patriarchaler Kultur und mühsamer Subsistenzlandwirtschaft. Unterentwickelt, unmenschlich und kritikwürdig erscheinen dann auch unser Umgang mit Alter und Tod, unser schwacher Familiensinn, unser verkümmertes Bezug zum Geber des Lebens und damit auch unsere Mühe, mit Grenzen im Leben klar zu kommen. Geteilte Spiritualität, gemeinsam über kulturelle Grenzen hinweg entdeckter und gelebter Glaube könnte uns weiterentwickeln zu echtem gemeinsamen Leben, in dem wir uns gegenseitig in Frage stellen lassen und uns den anderen in unserer Verletzlichkeit aussetzen, anstand immer sofort die sichere Rolle des „Lehrers“, des „Helfers“ und des „Experten“ einzunehmen, wenn wir uns Menschen zuwenden, die ärmer sind als wir.

Mich hat meine Zeit in Afrika sehr demütig und bescheiden gemacht, und ich habe am meisten gelernt von Menschen, die zum Teil keinen einzigen Tag ihres Lebens in einer Schule verbracht haben. Ich habe eine Freundin in Mubi, die neun Kinder geboren und fünf davon wieder beerdigt hat. Und sie singt täglich und lobt ihren Gott. Wer hat da von wem zu lernen? Ich möchte damit keine Armut verklären, sondern ich möchte bereit werden, von Glaube und Lebensweisheit von Menschen zu lernen, die völlig anders geprägt sind und anders leben (müssen) als ich. Auch da, wo ich nichts oder fast nichts ändern kann. Seit ich aus Afrika zurück bin, beschäftige ich mich mit

dem Weg von sogenannter „Vulnerable Mission“, von verletzlicher Mission. Ein Britte, der in Kenia lebt, hat es formuliert, und andere probieren es anderswo aus.

Ein Ehepaar aus Deutschland zum Beispiel hat 17 Jahre in Argentinien verbracht und hat bewusst auf Projektabwicklung (und damit einhergehend auf Macht und Geld) verzichtet und stattdessen mitgelebt, begleitet, zugehört und gelernt. Gerade so haben sie die Subjekthaftigkeit ihrer Gastkultur gestärkt und solchen Menschen Würde zugesprochen, die sonst immer nur Opfer und Bedürftige, Bittsteller und Unterentwickelte sein müssen. Sie schreiben:

„Als Begleitpersonen versuchten wir, immer stiller und schweigsamer zu werden, um nicht zu überhören, *was die Indianer uns zu sagen hatten.*“<sup>1</sup>

„Wir sehen heute Gewohnheiten, Werte und Ansichten unserer eigenen Kultur aus einem anderen Blickwinkel. (...) Wir merken, wie blind und ethnozentrisch es war, uns für ‚zivilisiert‘ und ‚höher entwickelt‘ zu halten. Meinten wir wirklich, klüger und weitsichtiger zu sein?“<sup>2</sup>

Solcherart veränderte Haltungen und die persönlichen Konsequenzen daraus sind aus meiner Sicht viel wichtiger als Kollekten und Spendenaufrufe, wenn uns die Sehnsucht nach Gerechtigkeit umtreibt. Geld wird das Problem nicht lösen, denn es geht im Kern darum, wie wir *leben*. – Und was wird dann aus den Bemühungen um Armutsbekämpfung und aus all den Entwicklungsvorhaben? Sie fangen bei *uns* an, wir können sie nicht an „Experten“

delegieren – und sie haben ganz konkret und unbequem mit unserem Glauben und unserem alltäglichen Leben zu tun. Ein fröhlicher einfacher Lebensstil, der die Götzen unserer westlichen Welt auslacht, könnte ganz nebenbei auch dazu beitragen, dass Menschen hier bei uns beginnen sich zu wundern und bemerken, dass der totale Konsum eben doch nicht alternativlos ist und vielleicht erleben, dass Christsein heute in Deutschland im 21. Jahrhundert doch glaubwürdig sein kann.

„Years of work among the poor have taught us that limiting our investment among the poor to just make money makes the poor beggars, and limiting our investment to programs makes the poor glorified beggars (beneficiaries), but if we believe transformation is about transforming lives, then we must intentionally invest our lives. Only life can reproduce life. (...) We need to become a prophetic community that knows the discipline of standing in ‘the counsel of the Lord’ before rushing to help people. (...) If our transformational initiatives must have the mark of integrity, then the agents of transformation must continuously be transformed themselves. We are involved among the poor and the oppressed as obedient followers of the Lord Jesus Christ. Transformation is about obedience and discipleship. Let transformation begin with us.“<sup>3</sup>

■ *Christine Gühne, Wittlingen*

### Bei der Krankenhilfe beachten:

Der KVBW versendet seit einigen Monaten neue Beihilfebescheide.

Es ist nach wie vor zu beachten:

Den Bescheid **komplett** und **im Original** einreichen.

Eine Bearbeitung kann sonst nicht stattfinden.

Unnötige Nachforderungen verzögern die Bearbeitung erheblich.

1 U. und F. Paul, Begleiten statt erobern 127.

2 U. und F. Paul, Begleiten statt erobern 131.

3 Jayakumar Christian, An Alternate Reading of Poverty. In: Bryant L. Myers (Ed.), Working with the Poor, Colorado Springs 1999/2008, 23.

### Banden bilden Ein Glaubensbekenntnis zum Spielzeitstart

*Reflektieren die vorhergehenden Artikel Theologie im Kontext anderer und auch fremder Länder, so wird im folgenden Beitrag Glauben und auch Kirche aus einem anderen Kontext, nämlich dem des Theaters heraus, thematisiert. Der Hausautor des Stadttheaters Freiburg und Dramaturg Paul Brodowsky hat anlässlich der Eröffnung der Spielzeit, die das Thema „Panik und Religion“ zum Schwerpunkt hatte, sein Glaubensbekenntnis niedergeschrieben.*

Wir fahren Fahrrad, wir fahren in riesigen, insektengleichen Strömen durch die Stadt, diese zwischen bewaldete Hügel gegessene Stadt. Wir fahren an leeren Kirchen vorbei. Wir schlafen. Wir haben keine Zeit. Wir sitzen in Zügen, in den Großraumabteilen von ICEs. Wir winden uns durch die Tage. Wir kaufen Fertigessen. Wir finden keinen Halt. Wir ziehen durch die Nacht. Wir sitzen in Taxis und fahren auf sinnlose Partys. Wir stehen auf voller Energie. Wir rauchen erstmal eine. Wir versurfen uns. Wir schauen auf unser Handgelenk, wir tragen keine Uhr mehr. Wir schauen auf das Handydisplay. Wir setzen uns in Bibliotheken. Wir denken nach. Wir schreiben. Wir lesen. Wir schauen zu, wie andere für uns spielen. Wir erleben den perfekten Moment. Er geht vorbei. Wir winden uns durch die Tage. Wir verschleudern Zeit. Wir sind für jemanden da. Wir sind unerreichbar. Wir sind nicht interessiert. Wir grenzen aus. Wir haben Blut an unseren Händen, an unseren T-Shirts und

Turnschuhen. Wir bringen unser Geld zu den falschen Banken. Wir haben kein Geld. Wir denken darüber nach. Wir kommen zu keinem Ende. Wir kaufen trotzdem wieder T-Shirts und Turnschuhe, oder wir kaufen keine T-Shirts und Turnschuhe mehr. Wir fischen Essen aus den Müllcontainern der Supermärkte. Wir bauen Inseln der Glückseligkeit, die in sich zusammenbrechen. Wir gründen Wunschfamilien, und ziehen mit den Wunschfamilien durch die Zeit. Wir begleiten uns ein Stück, dann müssen wir leider rechts abbiegen. Wir organisieren uns neue Wunschfamilien. Wir bilden Banden. Wir treffen alte Freunde. Wir gehen in die leeren Kirchen. Wir erleben einen Sonnenaufgang nach durchfeierter Nacht. Wir sind müde. Wir geben eine Steuerklärung ab. Wir wählen irgendwas. Wir sind sicher, dass es wichtig wäre, einer Partei beizutreten. Wir glauben nicht an Politik. Wir gründen eine Partei. Wir engagieren uns drei Tage lang, dann gehen wir wieder schlafen. Wir glauben daran, dass es besser werden könnte. Wir glauben nicht mehr daran, dass es besser werden könnte. Wir fahren mit einem riesigen Schiff an den Rand der Welt, und werden über den Rand hinaus fahren. Wir erzählen uns von dem Rand. Wir zeugen trotzdem Kinder. Wir werden allein sterben. Wir glauben an nichts. Wir glauben daran, dass es das wichtigste ist, im anderen jemanden zu sehen. Wir glauben daran, dass wir helfen müssen, aber wir wissen nicht wie, oder wir wissen wie, aber jetzt müssen wir erst noch frische Milch kaufen, Bananen und Brot. Wir haben mehrere Jobs. Wir sind blind. Wir haben Freunde. Wir kommen so gerade durch. Wir verzweifeln an der behäbigen, bürger-

---

lichen Gesellschaft. Wir ziehen uns weiße Hemden an. Wir leben keine Religiosität mehr. Wir glauben nur noch privat. Wir lassen uns nicht von der Kirche leiten, schon gar nicht von einem Kirchenoberen. Wir suchen uns aus, welche der zehn Gebote für uns Geltung haben sollen. Wir haben keine Zentralperspektive, keine Meta-Erzählung mehr. Wir winden uns durch die Tage. Wir werden verrückt und exzentrisch, wir brechen aus und drehen durch. Wir beruhigen uns. Wir sind einsam. Wenn wir die Worte Werte und Normen hören, wird uns mulmig. Wir wollen die totale Freiheit, wir wollen die geile Technik, die Laptops und das Internet. Wir glauben an die Dialektik der Aufklärung. Wir fühlen die Leere am Morgen danach. Wenn wir zum Himmel blicken, sehen wir Quellwolken oder Stratuswolken oder Ziruswolken, und dahinter das blaue Nichts. Wir haben keinen Boden unter unseren Füßen. Wir wissen natürlich, dass das für Menschen früherer Zeiten anders war. Wir kennen Nerds, die in Computerwelten abtauchen, wir können uns welche vorstellen, die zu verzweifelten, anti-sozialen Mönchen der modernen Wissenschaft werden. Wir denken über plastische Chirurgie nach. Wir sehen die Linien auf unserer Haut, die sich mit jedem Zug aus der Zigarette, jeder durchwachten Nacht etwas deutlicher in unseren Gesichtern abzeichnen. Wir entdecken die ersten grauen Haare. Wir haben manchmal Angst davor, was unser Laptop mit unserem Gehirn anrichtet. Wir sind überzeugt, dass wir trotzdem noch weitgehend die Kontrolle über unser Denken, über Frauen- und Männerbilder bewahren können. Wir fühlen uns nicht als Sozialkrüppel, aber wir

kennen Sozialkrüppel. Wir kennen einsame Menschen. Wir kennen dauerkiffende Monadenexistenzen. Wir kennen dreißigjährige männliche Jungfrauen, die keine Mönche sind, und keine Mönche sein wollen. Wir glauben an uns. Wir haben nachgedacht und können etwas hinstellen, was andere zum nachdenken bringt. Wir basteln für kleine Gruppen. Wir sind unendlich allein. Wir rauchen eine Zigarette und spüren, wie der Rauch in unseren Lungenbläschen knistert. Wir werden Vater. Wir sehen, wie unser Kind Kopf voran in die Welt stürzt. Da, das ist der Scheitel, der Kopf. Das ist ein Moment, in dem wir glauben. Wir verlieren uns wieder. Wir disponieren perfekte Momente. Wir schneiden Fische auf, wir waschen Rauke, wir tischen Freunden auf. Wir erleben den perfekten Moment. Wir verlieren Freunde. Wir glauben, dass man für gelingendes Zusammenleben letztlich keine Kirche, keinen metaphysischen Überbau braucht – wenngleich wir auch glauben, dass christliche Werte wie Güte, Großzügigkeit und der Wille zu Teilen dafür eine Voraussetzung bilden. Wir glauben, dass es die wichtigste Fähigkeit von Menschen ist, sich in sein Gegenüber hineinzusetzen zu können. Wir glauben an die unbedingte Wichtigkeit von Empathie. Wir glauben daran, dass man nur glücklich werden kann, wenn man die eigenen Bedürfnisse in Abgleich bringen kann mit denen der Mitmenschen, der Freunde, Partner und Kinder. Wir sagen unseren Kindern: Du bist nicht allein.

■ *Paul Brodowsky, Freiburg*

### Spirituelle Kompetenz – Grundkurs 2011/2012

„Am Ende dachte ich, ich würde noch einmal konfirmiert ...“

*Andreas Hasenkamp, Pfarrer in der Markuskirche Neckargemünd und Klinikseelsorger in Heidelberg, hat am Grundkurs „Spirituelle Kompetenz“ teilgenommen, dem ersten Angebot dieser Art in der Landeskirche. Sein Erfahrungsbericht möchte Interesse wecken am zweiten Grundkurs, der demnächst beginnt.*

Feierlich standen wir 16 Teilnehmenden im Halbkreis, in alphabetischer Reihenfolge wurden unsere Namen aufgerufen ..., dann bekamen jede und jeder einen Bibelspruch als Segenswort mit auf den Weg und ein offizielles Zertifikat von den beiden Kursleitenden ausgehändigt. Darauf zu lesen noch einmal die wesentlichen Stationen unseres Kurses:

- I. Spiritualität leibhaftig – mit allen Sinnen glauben.
- II. Spiritualität biblisch – Texte meditieren
- III. Spiritualität kontemplativ – schweigen und da sein.
- IV. Spiritualität grundlegend – Formen und Gestalten kennen lernen.
- V. Spiritualität räumlich – Innen und Außen in Einklang bringen.
- VI. Spiritualität(s)erfahren – Erlebtes sammeln und weiter gehen.

Weitere Kurselemente waren: Geistliche Begleitung, (mindestens) sechs Gespräche – fünftägiger spiritueller Kurs eigener Wahl – schriftlicher Erfahrungsbericht.

Das ganze unterschrieben von: Kursleiter-Ehepaar Dr. Irene Leicht (Pfarrerin) und

Dr. Wolfgang Michalke-Leicht (Theologe) sowie Kirchenrätin Franziska Gnädiger von der Leitung der Landesstelle für Erwachsenen- und Familienbildung und vom EOK Oberkirchenrat Prof. Dr. Christoph Schneider-Harpprecht.

Was hier nach etwas mehr als einem Jahr so würdig, feierlich und angemessen wie bei einer Konfirmation seinen Abschluss fand, war also ein von der Badischen Erwachsenen- und Familienbildung Freiburg erstmals angebotener Kurs für Haupt- und Ehrenamtliche. Ein in meinen Augen durch und durch gelungenes Pilotprojekt, das nicht nur vom Leitungspaar, sondern auch von Seiten von uns Kursteilnehmenden mit unseren unterschiedlichsten Erwartungen und spirituellen Vorerfahrungen, mit Spannung angegangen wurde. Wenn auch der Hunger und wohl auch die Sättigung nicht bei allen von uns Teilnehmenden gleich groß war, und eine Teilnehmerin unseren Kurs sogar auch vorzeitig verließ, so glaube ich doch – nicht nur für mich selbst – sagen zu können: Diese 14 Monate haben sich durchaus „gelohnt“. In meinem Abschlussbericht habe ich darum meine persönlich erworbenen und vertieften „Spirituellen Kompetenzen“ so zusammengefasst:

- Ich kenne eine Fülle von Körper-Übungen, Gebärden und Lieder und kann die ein oder andere in einer Gruppe anleiten.
- Ich weiß aus eigenem Erleben, was Geistliche Begleitung ist und wie sie sich anfühlt.

- Ich kenne wichtige Texte zur Spiritualität aus der Tradition (z.B. Theresa v. Avila: „Wohnungen der Inneren Burg“) und der Gegenwart (Fulbert Steffensky: Der Gottesdienst und seine Formen.)
- Ich kenne drei traditionelle Orte geistlichen Lebens intensiver: Nonnenweier, Hohrodberg und den Sinai.
- Ich kenne verschiedene Personen spirituellen Lebens: Ignatius von Loyola, Nikolaus von Flüe, Graf Dürkheim, Willigis Jäger, Oscar Romero.
- Ich kenne die ein oder andere weiterführende Literatur.
- Ich habe ein gutes Handwerkszeug zur Schriftmeditation (nach Ignatius von Loyola) und kenne die Unterscheidung von „contemplatio activa“ und „contemplatio passiva“.
- Ich bekomme das Mode- und Megatrendwort „Spiritualität“ trennschärfer und kenne die Unterschiede zwischen „evangelischer“, „römisch-katholischer“, „orthodoxer“, „charismatischer“ und „Theologie-der-Befreiung“-Spiritualität.
- Ich kenne Begriffe wie „epikritisch“ und „protopathisch“.
- Ich kenne und praktiziere eine Form geistlichen Lebens intensiver, nämlich das Jesus- oder Herzensgebet, habe mich in sie vertieft und kann in Theorie und Praxis darüber Auskunft geben.
- Ich habe die unterschiedlichsten Formen von Andachten kennen gelernt und kann selbst Andachten halten und gestalten.
- Ich habe mich mit eine Gruppe von 17 (16) unterschiedlichsten Erwachsenen über einen längeren Zeitraum vertraut gemacht: ihre Spiritualität, ihre Dyna-

mik, ihre LeiterInnen und mich selbst als Teil dieser Gruppe und Dynamik erfahren.

Vieles davon wirkt nun weiter in meinem geistlichen, privaten, aber auch beruflichen Leben. In diesem Sinne bin ich dem Ehepaar Michalke-Leicht sehr dankbar für meine „Konfirmation“ und dieses Kursformat und freue mich, dass dieses „Pilotprojekt“ nun weiter „durchstartet“ und seine Fortführung in einem nächsten Kursangebot gefunden hat, hoffentlich auch viele interessierte teilnehmende „Passagiere“ anlockt und vielleicht sogar zu einem dauerhaften Angebot in der vielfältigen Landschaft des Geistlichen Lebens in unserer Landeskirche wird.

■ *Andreas Hasenkamp, Neckargemünd*

---

## **Grundkurs „Spirituelle Kompetenz“ 2014** (Auszug aus dem Flyer)

### **Zeitraum: 15 Kurstage.**

Dies sind:

5 x Wochenenden mit 2 Übernachtungen  
1 x 5-Tages-Kursabschnitt mit 4 Über-  
nachtungen

Beginn der Kursabschnitte jeweils 15 Uhr,  
Ende nach dem Mittagessen

### **Dazu kommen:**

Kurswoche nach eigener Wahl und  
begleitende Gespräche

### **Orte:**

*Für die Wochenenden:*

Gästehaus des Diakonissenhauses  
Nonnenweier (bei Lahr)

*Für den fünftägigen Kursabschnitt:*

Schwesterngemeinschaft Diakonissen-  
haus Riehen, Basel-Riehen/Schweiz

### **Leitung:**

Dr. Irene Leicht, Pfarrerin,  
Gestalttherapeutin  
Evangelische Erwachsenenbildung  
Freiburg

Dr. Wolfgang Michalke-Leicht,  
Diplomtheologe, Religionslehrer (r.k.)  
am Goethe-Gymnasium Freiburg

**Der Besuch eines Informationsabends  
und ein Telefongespräch mit Irene  
Leicht (Tel. 07 61-7 08 63 42) sind Vor-  
aussetzung für die Teilnahme am Kurs.**

### **Informationsabende finden statt:**

Freitag, 13. September 2013

von 18–20 Uhr

Pfarrhaus der Christuskirche  
Wilhelmstr. 13

**69115 Heidelberg**

Mittwoch, 18. September 2013

von 18–20 Uhr

Ernst-Lange-Haus  
Habsburger Str. 2

**79104 Freiburg**

*Der Flyer ist erhältlich bei:*

*Landesstelle für Evangelische Erwach-  
senen- und Familienbildung in Baden  
Blumenstr. 1–7, 76133 Karlsruhe*

### Die Freiheit steht auf dem Spiel Akutelles zur Blockupy-Demo in Frankfurt

*Anlässlich der Blockupy-Demonstration in Frankfurt und dem Vorgehen der Polizei im vergangenen Mai stellt Pfarrer Schulz aus Sinsheim eindringlich die Frage, ob Kirche und PfarrerInnen sich nicht entschiedener einmischen sollten, wenn Not- und Missstände zu menschenunwürdigen Leben führen und die Freiheit in der Gesellschaft auf dem Spiel steht. Er ruft zur notwendigen Diskussion auf.*

Die Freiheit ist gleichermaßen Konsequenz des christlichen Glaubens wie Aufgabe demokratischer Politik. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ (Gal. 5, 1) Für uns Christen hat das die klare Konsequenz, uns dafür einzusetzen, dass diese Freiheit Raum gewinnt in der Politik, in unserer Gesellschaft, in unserem menschlichen Miteinander, dass diese Freiheit unter uns atmen kann und nicht erstickt wird, dass die Menschen atmen können in ihr. Freiheit aber ohne Verantwortung geht vor die Hunde. Unser derzeitiger Bundespräsident wird nicht müde, uns daran zu erinnern.

Was aber geschieht mit dieser z. T. hart erkämpften Freiheit, wenn skrupellose Zocker durch ihre Monopoly-Spiele an der Börse unzählige Existenzen ruinieren und die Politik sich beharrlich weigert, ihnen das Handwerk zu legen? Wenn Manager trotz selbstverschuldeter Riesenverluste Unsummen an Abfindungen einkassieren, wenn Steuerhinterziehung in gehobenen Kreisen ungehemmt blühen kann und engagierte Steuererfahnder unter Mithilfe der Politik vor Ge-

richt gestellt oder ins Sanatorium gesperrt werden? Wenn auf der einen Seite Gelder verdient werden, die jeden menschlichen Anstand vermissen lassen, wenn in einem gigantischen Ausmaß vermutlich ungestraft Milliarden verschleudert werden für Drohnen (egal, ob sie funktionieren oder nicht) und auf der anderen Seite Menschen von ihrer Arbeit nicht leben können und eine ältere Frau über siebzig, die schon vierzig Jahre schwere Arbeit hinter sich hat, immer noch putzen gehen muss, weil ihre Rente zu einem halbwegs menschenwürdigen Leben nicht ausreicht.

Wie kommt ein Gemeindepfarrer dazu, sich über solche Fragen Gedanken zu machen? Weil es in seiner Gemeinde, wie im letzten Fall, immer wieder Menschen gibt, die Opfer solcher Not- und Missstände geworden sind. Oder etwa, weil ein engagiertes Gemeindeglied sich an der jüngsten Blockupy-Demonstration in Frankfurt/Main beteiligt hat und schlichtweg entsetzt war, was da abging; ein Mann, der schon seit langem mit Recht fordert: Kirche muss politisch (nicht parteipolitisch, aber politisch) sein, darf sich nicht raushalten, muss sich einmischen, so wie Jesus sich selber immer wieder eingemischt hat.

Die Schilderungen dieses Mannes über die Ereignisse in Frankfurt, die übrigens von allen seriösen Medien längst bestätigt und dokumentiert worden sind, veranlassen mich zu weiteren Fragen bezüglich der Freiheit: Was geschieht mit dieser Freiheit, wenn die Polizei offensichtlich auf Anordnung der Staatsmacht die genehmigte Blockupy-Demonstration nachträglich kriminalisiert, indem sie ihr durch Umleitung weg von den

Bankenvierteln die Spitze abbrechen will, indem sie durch brutales Einschlagen auf friedliche Demonstranten, mit Tränengasattacken und beängstigenden „Einkesselmanövern“ den Demonstranten den letzten Rest an Menschenwürde raubt und jedem Polizeistaat alle Ehre macht? Istanbul lässt grüßen. Was geschieht mit dieser Freiheit? Sie geht vor die Hunde. Und wir schauen zu. Es sei denn, wir weigern uns, weiterhin Zuschauer zu sein und mischen uns ein und tun den Mund auf, ehe es zu spät ist. Sind, um mit Margot Käßmann zu reden, „Nervensägen in Sachen sozialer Gerechtigkeit“. Hier dürfen Christen durchaus auch in einer Allianz mit Nicht-Christen, etwa säkularen Humanisten, in jedem Fall freiheitsliebenden Demokraten, für diese Freiheit mit allen erlaubten friedlichen Mitteln kämpfen. Die Glaubwürdigkeit von Kirche hängt daran.

Was können solche Gedanken, so ein Artikel bewirken? Ich würde gerne eine Diskussion in unserer Kirche anregen: Was können wir gegen solche verheerenden Entwicklungen tun? Wie können wir da als Kirche mit möglichst einer Stimme für die Freiheit sprechen? Die Freiheit, die zugleich Verantwortung bedeutet. Wie können wir in dem Sinne „Nervensägen“ sein?

Eine Diskussion nicht um der Diskussion willen, sondern mit Konsequenzen, eine Diskussion, der eindeutige Taten folgen können. Wer von Ihnen, liebe Kolleginnen und Kollegen, hat dazu eine Idee? Wer hat Vorschläge? Wer kann und möchte diese Diskussion fortsetzen, dass auch Christen und Kirche für diese Freiheit auf die Straße und in die Öffentlichkeit gehen?

■ *Erhard Schulz, Sinsheim-Reihen*

## Für gute und gerechte Arbeitsbedingungen in Kirche und Diakonie

*Pfarrer Udo Grotz führt, angeregt durch Beiträge in Nr. 3/4 der Badischen Pfarrvereinsblätter, die Diskussion um gute und gerechte Arbeitsbedingungen in Kirche und Diakonie weiter. Hier sein Plädoyer.*

Im Pfarrvereinsblatt 3-4/2013 nehmen verschiedene Artikel zum Ansinnen von ver.di, in Kirche und Diakonie Tarifverträge abzuschließen, Stellung.

Hehre Ziele der „Dienstgemeinschaft“ von „partnerschaftlichen und kooperativen Umgang“ (S. 118) werden unter Bibel- und Barmherzigkeit beschworen, und in der Konsequenz der sog. „dritte Weg“ als einzige „praktische Konkordanz“ (S. 118) in Konfliktfällen hochgelobt.

Dass die Realität – auch in unserer badischen Landeskirche – inzwischen anders aussieht, zeigt auch ein bis dato – in persona – nicht zufriedenstellend gelöste Auseinandersetzung mit einem „staatlichen“ Pfarrer im Schuldienst, der die „Dienstgemeinschaft“ ernst nahm und darob vom „Dienstherrn“ gemäßregelt wurde und der deshalb für diese Auseinandersetzung auch die finanzielle Unterstützung seiner KollegInnen brauchte! (eine, z.B. ver.di-Mitgliedschaft hätte da viel geholfen ...!)

Des Weiteren haben viele Pfarrer-KollegInnen sich – auch öffentlich vernehmbar – moralisch geärgert, dass die Landeskirche einen Beschluss fasste, die Al-

---

tersgrenze „nach oben“ zu verschieben. Was im kirchlichen und diakonischen Bereich an Verschlechterungen der Anstellungsverhältnisse dazu kam, lassen Äußerungen von Hausmeistern, KirchendienernInnen und Angestellten im diakonischen Bereich – sofern sie noch direkt angestellt sind und nicht outgesourct wurden – nicht nur errahnen.

Und: Im Deutschen Pfarrerblatt konnte man nachlesen, was in anderen Landeskirchen „abgeht“ ...!

Kurz: es klemmt mit dem „dritten Weg“ gewaltig!

Auch deshalb, weil quasi in einem Nebensatz konzipiert wird (S. 119), dass zwei Gliedkirchen der EKD doch einen anderen Weg, nämlich den von Tarifverträgen, gegangen sind! – offensichtlich ohne dass das Bekenntnis Schaden nimmt!

Der ehemalige Präses und noch EKD Ratsvorsitzender Schneider hat – zuletzt wieder auf dem Kirchentag in Hamburg – auf das zutiefst gestörte Verhältnis von vielen Kirchenmitgliedern zu den Gewerkschaften hingewiesen. (er kommt aus einem Arbeitermilieu ...!) Die Mehrheit der Kirchen und Kirchenmitglieder haben seit dem 19. Jahrhundert nicht zu einem adäquaten Verhältnis zu den Gewerkschaften gefunden, sondern lieber Ressentiments (vgl. auch S. 101, Innenspalte) gepflegt.

Auch der Magdeburger EKD-Synodenbeschluss passt da nur zu gut hinein. Da trifft wirklich zu, was in Milieustudien nachzulesen ist: es klaffen (Verstehens-)Welten,

zwischen sich immer noch teils bildungsbürgerlich, teils staatlich alimentierten, noch immer finanziell recht gut abgesicherten, Kirchenmitgliedern und -milieus und denjenigen ArbeitnehmerInnen, die alljährlich – mit gewerkschaftlicher Unterstützung! – um ihren Anteil am „Kuchen“ kämpfen müssen, aber auch treue Kirchenmitglieder sind, und kirchlicher(-milieu-)seits von ihrer immer ungesicherter werdenden beruflichen Lebenssituation her überwiegend nicht wahrgenommen werden.

Was offensichtlich vielen – erst recht „verbeamteten“ KirchenmitarbeiterInnen – auch PfarrerInnen - nicht klar ist: bislang haben die Müllmänner, BusfahrerInnen, u. a. im sog. „Öffentlichen Dienst“ dafür – notfalls mit Streik! – gesorgt, dass ihr kirchliches Gehalt entsprechend angepasst wurde. Insofern ist der kirchliche „Streik-/ausschluss“ de facto nur auf andere gesellschaftliche Gruppen verschoben!

Im Zuge der Finanzkrise hat sich die finanzielle Lage allerdings – teilweise schon dramatisch – auch in den Landeskirchen zugespitzt (Die herangezogene Argumentation mit der demografischen Entwicklung verdeckt eher das Problem!).

Jahrzehntelang (!) wurde eine Abwärtsspirale der Steuereinnahmen von Reichen und gleichzeitig das Downsizing der Einkommen der abhängig Beschäftigten (kaschiert mit „Globalisierungsdruck“) in Gang gesetzt, das jetzt nicht mehr nur die staatlichen Steuereinnahmen betrifft, sondern über hinuntergedrückte Löhne und Gehälter die Kirchensteuereinnahmen drastisch verkürzte, was die Mehrheit der Kir-

chenmitglieder anbelangt! (Übrigens: Viele LehrerInnen wie PfarrerInnen haben auch noch nicht gemerkt, dass sie inzwischen auch dazugehören, die von diesem Sog der gehaltlichen de-facto-Abwärts-spirale betroffen sind ...). Andererseits sehen wir immer noch zu, wie manche mit dem so umverteilten Geld nicht mehr wissen, wo und wie sie zocken sollen, mit den einschlägigen Folgen, auch den Steuer-oasen! Und kirchlicherseits gleichzeitig – vermeintliche – Abhängigkeiten schaffen, die sich mental niederschlagen, auch in „Unternehmerdenkschriften“!

Kurz: Könnte es nicht sein, dass gerade Tarifverträge – ohne dass sie Allheilmittel wären – dem kirchlichen Auftrag Salz der Erde und Licht der Welt zu sein, mehr entsprechen, als der tariflose Wildwuchs, der sich auch in unserer Landeskirche (dazu gehört für mich auch die Diakonie!) breitmacht: verordnete 67er Regelung, „freiwillige“ Mehrarbeit (Pfarrer/Reli-Lehrer), Leiharbeit, outsourcing, etc pp ...?

Wer meint, durch Umgehung der Gewerkschaften – hier ver.di – die kirchliche Lage unter Kontrolle halten oder wieder bringen zu können (vgl. auch Franz Segbers: Umkehr vom Finanzkapitalismus, Deutsches Pfarrerblatt, 3/2013, S. 143 ff), könnte sich täuschen, gerade in dem, was es zu bewahren gilt: das – auch finanzielle – Selbstbestimmungsrecht der Kirchen!

Der KDA hat dazu ein sehr gute Argumentationshilfe herausgegeben: „Für gute und gerechte (sic!) Arbeitsbedingungen – in Kirche und Diakonie“.

■ Udo Grotz, Müllheim

Joachim Bauer:

### **Arbeit**

### **Warum unser Glück von ihr abhängt und wie sie uns krank macht**

*Blessing München 2013, 272 Seiten, 19,99 Euro*

Joachim Bauers Topographie der Vielfalt menschlicher Beziehungsphänomene gewinnt mit jedem Buch überraschend neue und noch klarere Konturen. Nach seinen grundlegenden Arbeiten über den kooperativen Charakter der menschlichen Gene und der Klärung der Frage, „Warum ich fühle, was du fühlst?“, hat der an der Universität Freiburg lehrende Arzt, Psychotherapeut und Neurobiologe die Erkenntnisse zur Grundstruktur unserer Beziehungen auf die Situation und Beziehungsstrukturen in Schulen angewendet und ist den Ursachen der alltäglichen Gewalt nachgegangen.

In seinem neuesten Buch widmet sich Bauer nun in ganz grundsätzlicher Weise dem Feld der Arbeit. Er bietet dabei nicht nur einen Durchgang durch die Geschichte der Arbeit seit ihrer „Erfindung“, indem er ihre geistesgeschichtlich-philosophische Wertigkeit in verschiedenen historischen Epochen, ihre konkrete Ausgestaltung sowie deren instrumentalisierende Deutung zu ideologischen Zwecken beschreibt. Vielmehr listet er auch ganz konkrete „personale, betriebliche und politische Perspektiven“ auf, die in jedes Handbuch für Führungskräfte gehören.

Die Lektüre dieses Buches lohnt sich nicht zuletzt deshalb, weil Bauer bewusst darauf verzichtet, zwischen der scho-

---

nungslosen Darstellung der destruktiven Möglichkeiten seines Themas und einem kritiklosen Wissenschaftsoptimismus falsche, weil in die Irre führende Alternativen aufzubauen. Ihm geht es vielmehr um die rechte Balance, die er auf dem Feld der Arbeit zwischen *Anforderungen und Entscheidungsspielräumen* (Theorell/Karasek), zwischen *Anforderungen und Ressourcen* (Demerouti/Schaufeli) sowie zwischen *Verausgabung und Anerkennung* (Siegrist) anmahnt. Im Gelingen oder Misslingen dieser Balancen, denen jeweils ein (Stress)Modell zur Beschreibung der belastenden Risiken durch die geleistete Arbeit zugrunde liegt, entscheidet sich, ob Arbeit zum Glück oder zum gesundheitlichen Risiko wird (Burnout). Auf diesem Gebiet hat sich Joachim Bauer vor einigen Jahren in einer umfangreichen Befragung mit der gesundheitlichen Gefährdung von Pfarrerrinnen und Pfarrern befasst. Dass diese Berufsgruppe in seinem neuesten Buch explizit keine Rolle spielt, liegt also nicht daran, dass der Autor ihr keine Bedeutung zumisst oder keine eigenen Kenntnisse besitzt. Vermutlich spielen Pfarrerrinnen und Pfarrer wohl in den großen Untersuchungen, auf die er sich in „Arbeit“ bezieht, eben keine Rolle. Trotzdem sind implizite Aussagen auch über Pfarrerberuf da abzuleiten, wo es um die gesundheitlich negativen Folgen hoher Wochenarbeitszeiten, von Wochenendarbeit, von ständiger Erreichbarkeit und der unklaren Trennung von Beruflichem und Privatem geht. Mit Erstaunen festzuhalten bleibt aber dennoch, dass die Ergebnisse der Studie unter Pfarrerrinnen und

Pfarrern sich in positiver Weise von den Ergebnissen der berufsgruppenübersteigenden Untersuchungen unterscheiden, auf die Bauer sich in seinem neuesten Buch bezieht.

Erfrischend an diesem Buch von Joachim Bauer wie an seinen früheren bleibt die Tatsache, dass er trotz der neurobiologisch basierten Grundlagen seiner Forschungen deutlich über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus eine ganzheitlichen Blick auf die Wirklichkeit sowie auch die Zusammenschau mit anderen Perspektiven wagt. Dabei bezieht er sich in diesem Buch ebenso auf biblische Texte wie etwa immer wieder auf den jetzt in Berlin lehrenden koreanischen Philosophen Han Byung-Chul, der zu den immer einflussreicheren Deutern der Gegenwart zählt. Bleibt zu wünschen, dass sich auch die Theologie unüberhörbar und mit eigenem, unterscheidbaren Akzent in die aktuelle Debatte um das Glück und das Risiko der Arbeit einbringt, nicht nur zum Selbstschutz derer, die in Kirche und Diakonie arbeiten, sondern gerade auch der grundsätzlichen Dimension dieses Themas im Rahmen der Anthropologie willen. So ist doch auch die von Bauer in den Blick gerückte rechte Balance zwischen Muße und Arbeit „unser“ Thema – und das weit über die Sonntagsschutzproblematik hinaus. Fazit: Dieses Buch ruft geradezu nach theologischer Intervention in der angestoßenen Debatte.

■ *Traugott Schächtele, Schwetzingen*



### Mitgehende Kirche wird erfahren

Es bleibt für das Verhältnis der Menschen zur Kirche nicht ohne Folgen, dass sich Kirche als Kirche am Urlaubsort an einer Schwellensituation als verlässlich erwiesen und die Schwellen gestaltet hat sowie den Menschen gegenüber in lebensnahen Formen gastfreundlich gewesen ist. Hier kann Kirche das oft vorhandene Image der Verlässlichkeit stärken und untermauern.

Kirche kommt auf diese Weise den Menschen nahe, denn „kirchenfern' sind die Menschen meist deshalb, weil die Kirche ihnen nicht nahegekommen ist!"<sup>1</sup> Bei den Menschen verändert sich das Bild von Kirche und sie können so - unverbindlich - (wieder) in Kontakt mit Kirche treten, ohne sich Blicken von anderen auszusetzen oder fürchten zu müssen, gleich vereinnahmt zu werden.

Schließlich ist nicht zu vergessen, dass die positiven Erfahrungen mit Kirche im Urlaub auch zu Hause erzählt werden, denn „Ferienmenschen haben ein legitimes Interesse an erzählbaren Urlaubserlebnissen"<sup>2</sup>. Dabei gilt in der Tourismusbranche Mundwerbung als die effektivste Form der Werbung, denn sie

beinhaltet konkrete Informationen aufgrund tatsächlicher Erfahrungen, stammt von Freunden oder Bekannten, denen man vertraut und ist deshalb glaubwürdiger als jede andere Form der Marketing-Kommunikation<sup>3</sup>. Die positiven Erfahrungen mit Kirche wirken eben auch auf das Umfeld der Menschen. Da ein Image durch eigene und übermittelte Informationen und den damit auch verbunden Wertungen entsteht, ist dies eine Ebene, die nicht unterschätzt werden darf.

- 1 Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) (Hg.): Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land, 2000. S. 25
- 2 Mering, Klaus von: Wenn Kirche zeigen kann, was in ihr steckt. Zwanzig Thesen zu Möglichkeiten und Herausforderungen der Urlaubarbeit, in: Evangelischer Arbeitskreis Freizeit – Erholung – Tourismus in der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2004, S. 50–62, Zitat, S. 58.
- 3 Hinterhuber, Hans u. a. (Hg.): Kundenmanagement als Erfolgsfaktor. Grundlagen des Tourismusmarketing, Berlin 2004, S. 9.

**Schriftleitung:** Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69  
Andrea Knauber, Im Brüchele 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: [schriftleitung@pfarrverein-baden.de](mailto:schriftleitung@pfarrverein-baden.de)

**Herausgeber:** Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;  
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36  
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, [www.pfarrverein-baden.de](http://www.pfarrverein-baden.de), E-Mail: [info@pfarrverein-baden.de](mailto:info@pfarrverein-baden.de)

**Grafik, Gestaltung und Versand:** Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

**Text-/Bildnachweis:** Titelbild: Fotolyse, fotolia.com; Composing: Christine Kozsir, Perfect Page; unter Verwendung eines Schildes der EKD. Zu guter Letzt: Aus: Fern der Heimat. Urlaubsseelsorge im Wandel. Ein Beitrag der EKD zu einer missionarischen Handlungsstrategie. EKD-Texte 82, Hannover 2005, S.45–46

**Auflage:** 2110 auf chlorfreiem Papier

**Herstellung:** Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30,  
76307 Karlsbad-Langensteinbach